

„Lasst sorgenlos die Kinder spielen?“

Kindheit auf dem Lande

„Lasst sorgenlos die Kinder spielen, eh sie den Ernst des Lebens fühlen“: so lautete vor einhundert Jahren das Motto des Biberacher Schützenfestes, das damals noch nur Kinderfest war. Den Kindern bot man, um ihnen eine Freude zu machen, kostenlose Spiele an, von denen sich einige – wie die Schaukeln, die Seil- und die Rutschbahn – bis heute erhalten haben. Diese Fürsorge für die Kinder hatte ihren guten Grund: für sie begann damals der Ernst des Lebens schon sehr früh, viel früher als heute. Meist wurden sie schon im Vorschulalter zu ersten einfachen Arbeiten in Haus und Hof herangezogen. So wurden sie schon bald in das Erwachsenenleben eingeführt, wobei die Tätigkeiten – ebenso wie die einfachen Spiele – geschlechterspezifisch waren. Kinder galten als zusätzliche Arbeitskraft und wurden entsprechend behandelt. Freizeit gab es wenig. Und was für die Stadt galt, galt für das Land erst recht: dass die Kinder in der Landwirtschaft mithalfen, war selbstverständlich. Fröhlich hieß es, den Stall auszumisten, die Kühe zu melken, der Mutter im Haushalt zur Hand zu gehen, danach sich auf den Schulweg zu machen und in der Schule aufmerksam dem Lehrer zu lauschen – zumindest den Versuch zu machen und nicht vor Übermüdung den Kopf auf das Pult zu legen und einzuschlafen. Doch nicht nur diese täglichen Arbeiten waren zu verrichten: vor allem in der Ernte hieß es kräftig Hand anzulegen.

Die Kürnbacher Jahresausstellung 2004 zeigte die verschiedenen Stufen der Kindheit unterschiedlicher Generationen vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis in die Nachkriegszeit – beginnend mit dem Kleinkind über die Vorschul- und Schulzeit bis ins Jugendalter. Im Rathaus – das ja lange zugleich Schulhaus war – wurde die Entwicklung von der traditionellen Kinderbewahranstalt zum heutigen Kindergarten wie die Verbesserung des ländlichen Schulwesens thematisiert. Ein weiterer Themenschwerpunkt war die Mitarbeit der Kinder im elterlichen Betrieb, sei es in der Landwirtschaft oder im Handwerk.

Ein Aspekt der Kindheit und Kinderarbeit, der bis heute noch unvergessen ist, wurde im Haus Laternser behandelt: das Schicksal der „Schwabenkinder“. Noch bis in die 1920er-Jahre zogen im Frühjahr Kinder armer Familien aus Tirol und Vorarlberg nach Oberschwaben und ins Allgäu, um gegen Lohn und Kleidung bis Ende Oktober bei Bauern zu arbeiten und damit ihre Familien daheim zu entlasten. Das

Haus Laternser war für dieses Thema der rechte Ort: hat es doch seinen heutigen Namen von einem ehemaligen „Schwabekind“, Christian Laternser, der als Kind in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus der Gegend von Vaduz auf den Hof kam und später die Hoferbin heiratete.

Anregungen für Gespräche zwischen Großeltern, Eltern, Kindern und Enkeln über ihre Kindheit boten die verschiedenen Veranstaltungen im Rahmenprogramm: Vorträge, Diskussionen, Lesungen und Sonderführungen. Gerade für die Kinder von heute und die jüngeren Generationen wurde mit dieser Ausstellung verdeutlicht, was sich für die Kinder verändert hat und vor allem besser geworden ist – auch wenn so mancher der älteren Generation bei seinen Kindheits-erinnerungen vielleicht ein wenig in verklärendes Schwärmen kam.

„... die unzweckmäßige, naturwidrige, künstliche Auffütterung der Kinder“

(Michel Buck, 1865)

Ein neuer Erdenbürger erblickt das Licht der Welt und stolz wird er der Verwandtschaft und dem Freundeskreis präsentiert. Dies war schon immer so, doch trübten bis ins 20. Jahrhundert hinein Umstände, auf die im Folgenden eingegangen wird, oft die Freude über dieses Ereignis, vor allem in ländlichen Regionen.

Schnelle Taufe gegen Dämonen

Dem damaligen Aberglauben nach musste das Kind so rasch wie möglich getauft werden, damit es kein Opfer der bösen Mächte (Hexen oder Dämonen) wurde. Bis dahin legte man ihm in die Wiege einen Rosenkranz, ein Gebetbuch oder ein Amulett als Schutz. Zudem sollte es möglichst nicht allein gelassen oder aus dem Haus getragen werden. Dieser Aberglauben war noch bis in die 1960er-Jahre anzutreffen!

„Nun füttert sie der Unverstand ...

gleich mit Mehlbrei!“ (Michel Buck, 1865)

In der Region Oberschwaben hatten Säuglinge im 19. Jahrhundert eher schlechte Aussichten, das erste Lebensjahr zu überstehen, lag doch die Säuglingssterberate bei 40 bis 50 %! Hauptgrund war die „mensenmörderische Dummheit“, die Kinder nicht zu stillen, sondern sie von der ersten Stunde an gleich mit Mehlbrei, später mit Brot- oder Getreidebrei so-

wie oft angedickter und angesäuerter Kuhmilch zu füttern. Der kleine Körper reagierte darauf häufig mit Krampfanfällen, sog. „Gichter“ – die am häufigsten genannte Todesursache dieser Zeit. Vitaminmangel und andere Mangelerscheinungen führten zu Rachitis (sog. Englische Krankheit), zu „Auszehrung“ oder allgemeinen „Lebensschwäche“. Viele Frauen auf dem Lande konnten auch wegen häufiger Geburten sowie den arbeitsreichen Alltag, in den sie baldmöglichst wieder einstiegen, gar nicht stillen. Krankheiten und Seuchen, wie z. B. Ruhr, Pocken, Typhus, Diphtherie, taten das Ihrige – wobei erwähnt werden muss, dass in Württemberg bereits 1818 die Pockenschutzimpfung für Kinder unter drei Jahren eingeführt wurde. Mangelnde Hygiene und auch Unkenntnis sowohl bei der Säuberung des Säuglings als auch bei der Reinigung seiner Umgebung (Wiege bzw. Bettchen, Saugfläschchen u. ä.) konnten ebenfalls zu Entzündungen und Schwächung bis hin zum Tode führen. Kein Wunder, dass jungen Müttern geraten wurde, sich im ersten Lebensjahr des Kindes gefühlsmäßig nicht zu sehr an es zu binden! In der Ausstellung aufgehängte Schutzengelbilder, die ursprünglich über den Kinderbettchen hingen, sowie Schutzengelfiguren verdeutlichten die Bitte der Eltern um himmlischen Schutz für ihre Kinder – in Zeiten unausreichender medizinischer Versorgung oft die einzige Hoffnung bei Kinderkrankheiten. Des Weiteren war das Bild einer trauernden Mutter am Bett ihres toten Kindes zu sehen, das es schon als Vordruck zu kaufen gab. Ein Indiz dafür, dass der Tod eines Kindes damals noch fast alltäglich war. Zusätzlich hatten die Eltern dieses verstorbenen Kindes einen aus dem blonden Haar des Kindes geflochtenen Anker (Symbol der Hoffnung) in das Bild anbringen lassen.

„Erinnerunga an mei Mutter hani gar it viel. Dia isch viel krank gwea ... Dia isch jo erscht 45ge gwea, wo sie g'schtorba isch. Se hot viel Kinder hau missa, 6 Kinder, und ois isch g'schtorba und alle uffanander nauf, und jedes Jahr.“

Maria F., Jahrgang 1902, vom Schienenhof. Aus: Klaus Jonski, Lebensbilder 2

Trotz Geburt und Wochenbett – spätestens nach etwa vierzehn Tagen musste die Mutter wieder ihren Arbeiten nachgehen und dabei nun auch das Kind einbeziehen. Fest eingewickelt und in Windeln gelegt, dazu noch in ein Steckkissen gebunden, lag das



Um 1910 ließ sich eine Frau aus Ampfelbronn mit ihren Kindern extra in einem Fotoatelier ablichten.

Baby oft stundenlang in der Wiege, beaufsichtigt von der Großmutter, älteren Geschwistern oder einer Magd. Manchmal wurde es in einem Weidenkorb mit aufs Feld genommen, oder, wenn es allein gelassen werden musste, in einem Korb oder Art Sack an einen Haken gehängt, um es vor Ungeziefer oder den Haustieren zu schützen. Das aufwändige stramme Wickeln des Körpers sollte eine Verformung des Körpers verhindern und kam bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts vor, obwohl es schon im 18. Jahrhundert von Ärzten missbilligt wurde. Erst nach acht bis zehn Wochen durfte das Kind wenigstens die Ärmchen frei bewegen! Entsprechend selten, ein- bis zweimal täglich, wurde auch die Windel gewechselt, geschweige denn das Kind gebadet.

Die medizinischen Fortschritte seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wirkten sich, wenn auch nur langsam, auch auf die Säuglingspflege aus. Die Entwicklung von Impfungen und Medikamenten (z. B. Antibiotika, entwickelt 1928, seit 1943 industriell hergestellt) führten zur Eindämmung von Krankheiten bzw. Besserung im Krankheitsverlauf. Neue Erkenntnisse in Hygiene und Ernährung ließen die Überlebenschancen eines Neugeborenen zusätzlich

steigen. Zunehmend standen nun auch Vitamine in Form von Gemüse und Obst auf seinem Speiseplan, bis schließlich in den 1960er-Jahren die Entwicklung der Säuglingsmilchnahrung mit Milchpulver voll ausgereift war. Neue Verpackungs- und Konservierungsmöglichkeiten brachten mehr Abwechslung in das Angebot der Babymenüs. Bis heute ist die Kombination aus Stillen mit allmählicher Zufütterung (Milchpulver, Brei) das Wünschenswerteste. Aus Gründen der Hygiene empfahl man nun auch endlich das Auskochen der Fläschchen und Sauger sowie das tägliche Bad des Babys.

Dies alles setzte sich schließlich nach dem Zweiten Weltkrieg auch flächendeckend durch. Dazu kamen nun regelmäßige Untersuchungen der Kinder nach der Geburt sowie allgemeine Verbesserungen in Wohnkomfort und hygienischen Verhältnissen. Gehörte der Tod eines Säuglings vor 100 bis 150 Jahren fast noch zum alltäglichen Leben, so ist er heute glücklicherweise eine Seltenheit geworden.

Fläschchen und Schoppen

Schon in der Antike gab es Fläschchen aus Ton oder Glas, um Säuglingen Tiermilch zu geben. Im Mittelalter fertigte man sie auch aus Horn an, in der Renaissance dann aus Holz, Leder oder Metall und im 18. Jahrhundert schließlich zusätzlich aus Porzellan und Steingut. Je nach Material waren sie mehr oder weniger hygienisch und unterschiedlich leicht zu reinigen. Leder und Holz saugten sich mit Milch voll, wurden schnell schmutzig und rochen auch bald übel. Glas und Porzellan dagegen ließen sich leicht von Milchresten befreien.

Das Hauptproblem war die der weiblichen Brust nahe kommende Dosierung, weswegen zu weite Flaschenöffnungen mit Schwamm, Leder oder Tuch zugestopft wurden. Erst Ende des 16. Jahrhunderts erfand man in Schweden den Sauger. Als Material hierfür bevorzugte man bald Kork oder durchlöcherter Leder.

Im 19. Jahrhundert nahm die Zahl der „Flaschenkinder“ immer mehr zu, obwohl die Ärzte die Flaschenernährung wegen der aufkommenden Magen-Darm-Katarrhe bei Säuglingen zu Recht verdammt. Erst Ende des 19. Jahrhunderts wurde die Flaschenmilch mit Einführung der Pasteurisierung ungefährlich. Zudem lösten gerade geformte, leicht zu säubernde Flaschen immer mehr die bauchigen ab, in denen sich gerne Milchreste und Mikroben ablagerten.

Eine weitere Gefahr waren die Kautschuksauger, die um 1830 für die Fläschchen aufkamen. Da Kautschuk nach Gewicht verkauft wurde, mischten ihm manche Hersteller Bleisalz, Zink, Antimon und Arsen bei, um ihn schwerer zu machen – ohne Rücksicht auf die Kinder! Doch auch hier entwickelte man zum Glück allmählich bessere Materialien bis hin zum kochfesten Kunststoff.

„Schlafe mein Kindchen ...“ – Die Wiege

Bereits in der Antike war das unentwegte Wiegen des Säuglings üblich. Im alten Rom gab es dafür sogar den Beruf des „cunarius“ bzw. der „cunaria“, benannt nach der römischen Göttin Cunina, die die bösen Geister, die um das Kind streichen, vertreiben sollte. Schon damals achtete man darauf, dass die Unterlagen in der Wiege häufig gewechselt wurden, um Infektionen oder üblen Geruch zu vermeiden. Im Mittelalter gab es dann auch kleine und handliche Wiegen, die leicht zu transportieren waren. Damit das Kind nicht herausfiel, zog man Bänder durch die seitlichen Öffnungen der Wiege. Je nach Region und Gesellschaftsschicht gab es Prunkwiegen aus edlem Holz, reich verziert, bis zu einfachen, selbst gezimmerten Wiegen aus Nadelholz, das leicht zu bearbeiten und widerstandsfähig gegen Säuglingsurin und zudem wohlriechend ist. Auch in der Ausstellung stand eine schlichte „Bauernwiege“, darin ein weißes Steckkissen. Als Unterlage in der Wiege diente eine Schütte aus Spreu, die häufig gewechselt werden musste, darüber lag ein Laken. Mit der Zeit kamen auch ein Verdeck, später kurze Vorhänge auf, um den Säugling vor Insekten, Schmutz und zu grellem Licht zu schützen. Im 18. Jahrhundert erkannte man die Ähnlichkeit der Wiegenbewegung mit der des Ungeborenen im Mutterleib, und deshalb ihre einschläfernde und beruhigende Wirkung. Daraufhin kam das Wiegen andererseits auch in Verruf: im 19. Jahrhundert bereits behauptete man, es mache die Kinder süchtig danach! Gleichzeitig riet man nun im Zeitalter der Hygiene, das Kind nicht mit Deckenschichten zuzulegen, in denen sich Flöhe und Wanzen dann wohl fühlen, sondern die Zimmer gut zu lüften, die Matratzen häufig zu wechseln, und zudem Vorhänge an der Wiege aus leichten Stoffen zu nähen. Außerdem empfahl man zunehmend Kinderbettchen aus Metall, das leichter zu reinigen sei und in dem sich, im Gegensatz zum Holz, kein Schmutz und Bakterien festsetzen konnten.

Vom Stubenwagen zur Kinderkarosse

Kleine Stubenwagen gab es schon im 16. Jahrhundert: Mütter, die es leid waren, das Kind ständig mit sich herumzutragen, konnten das Kind zumindest innerhalb des Hauses im Stubenwagen mit sich nehmen. Außerhalb des Hauses wurde er nur selten verwendet, am häufigsten wohl, um das Kind einfach mal ein wenig ins Freie unter einen Baum zu stellen. Die Hin- und Herbewegung des Wagens hatte wohl einen ähnlichen Effekt wie das Wiegen, so dass der Stubenwagen die Wiege aus manchen Haushalten ganz verdrängte.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts kam bei den Städtern der Spaziergang mit dem Säugling in Mode – was sich als problematisch erwies, wenn das Kind schon zu schwer zum Tragen war, aber noch nicht laufen konnte. 1840 eröffnete die erste Kinderwagenfabrik in England. Sie produzierte dreirädrige Modelle, in denen das Kind jedoch nur sitzen konnte, also mindestens sechs Monate alt sein musste. Diese neuartigen „Gefährte“ wurden in Deutschland als Wagen für den Straßenverkehr eingestuft, was die Folge hatte, dass man des Bürgersteigs verwiesen wurde und sogar ein Führerschein dafür erforderlich war!

Um 1880 kamen die ersten vierrädrigen Kinderkarossen auf, in denen die Säuglinge in einer Art Korb hineingelegt wurden. Das Korbgeflecht ersetzte man später durch Leder, Pappmaché oder Holz. Die „Nurse“ – das Kindermädchen – mit dem Kinderwagen wurde bald zum Statussymbol des Bürgertums und ein alltägliches Bild in den Parkanlagen. Aus heutiger Sicht stellten die damaligen Kinderwagen ein Sicherheitsrisiko dar durch ihre instabil wirkenden dünnen Räder und ihre Höhe, auch waren sie für das Kind nicht unbedingt komfortabel – diesen Eindruck hinterließ sicherlich auch der in der Ausstellung gezeigte Kinderwagen um 1900. Seit den 1920er-Jahren standen aber Sicherheit und Bequemlichkeit für das Kind im Vordergrund: die Kinderwagen wurden tiefer, damit das Kind nicht herausfallen konnte, die Räder kleiner und dadurch stabiler, Federung und Verdeck komfortabler.

Auf dem Lande hingegen eigneten sich die ersten Kinderwagen für die holprigen Straßen und Wege kaum. So verwendete man weiterhin zunächst die Wiege und später den Stubenwagen. Zudem hatte man kaum Zeit, mit dem Kind „einfach so“ spazieren zu gehen. Nur selten also schaffte sich mal eine Familie auf dem Lande einen Kinderwagen an, der zudem

nicht billig war. Erst als die Straßen besser wurden und die Kinderwagen für jedermann erschwinglich, konnte man zunehmend auch auf dem Lande die Mütter einen Kinderwagen schieben sehen. Vielen noch in Erinnerung geblieben sind sicherlich die weißgrauen, niedrigen Korbwagen aus den 1950er-Jahren mit kleinen Rädern und Federung, von denen einer als Gegenstück zur Kinderkarosse in der Ausstellung zu sehen war.

„D'Eltra hon i it so oft gsea ...“ – Die ersten Gehversuche zwischen Stall und Küche

Startete das Kind die ersten Gehversuche, so kamen manchmal die sog. „Gehschulen“ und andere Hilfegeräte zum Einsatz. Obwohl diese schon im 19. Jahrhundert als unpädagogisch angesehen wurden, hielten sie sich auf dem Lande doch bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts. Für eine überlastete Bauersfrau erwiesen sie sich nämlich als sehr praktisch, musste man das Kind wegen Sturz- oder Anstoßgefahr nicht ständig im Auge behalten. Stand das Kind dann einigermaßen sicher auf seinen Beinen, eroberte es seine Umgebung und seine Lebenswelt. Es machte Bekanntschaft mit den Tieren auf dem Hof, dem Alltag und ebenso dem Dreck. Im Gegensatz zum städtischen Bürgertum kannte das ländliche Wohnen kein Abschließen vom Außenbereich: eigentlich standen tagsüber alle Türen offen. Dadurch konnte das Kind ständig zwischen drinnen und draußen pendeln, weshalb man es oft in viel zu warme Schlupfkleidchen mit Jäckchen und Häubchen steckte. Da das Kind nicht unter ständiger Aufsicht stehen konnte, musste man so auch nicht immer an das Umziehen denken. Zum Schlafen legte man die Kleinen manchmal bis zum dritten Lebensjahr in die Wiege, die entsprechend groß war. Danach mussten sie sich oft mit den Geschwistern die Betten teilen. Gitterbettchen und Stubenwagen setzten sich auf dem Lande erst nach 1900 allmählich durch.

Nicht nur die Eltern, sondern auch Geschwister und Personal, eventuell die noch lebenden Großeltern waren Bezugspersonen und Erzieher. Im durch Arbeit ausgefüllten Alltag fielen Verhätschelungen und Liebkosungen ohnehin eher spärlich aus, jedoch führte man das kleine Kind durch Spiel, Geschichten und Lernen bereits allmählich in seine zukünftige Rolle ein. Hier wird die Bedeutung der Hof- bzw. Hausgemeinschaft für die Erziehung und Überwachung der

Kinder deutlich. Zwar begann das städtische Bürgertum bereits Ende des 19. Jahrhunderts mit Geburtenkontrolle, auf dem Lande jedoch, besonders in katholischen Regionen, war eine zahlreiche Kinderschar noch lange üblich. Der harte und arbeitsreiche Alltag, die Sorge um den Lebensunterhalt verhinderten, dass die Eltern selbst sich mit besonderer Aufmerksamkeit ihren Kindern widmen konnten – dies bekam auch schon das Kleinkind zu spüren.

„Hot ma gessa – i han der Bua näabazua fuatra missa – hot's g'hoiße: „Komm, mir misset glei wie-dr naus!“ I han selber oft koi Zeit g'hett zum ebbes essa – vor lauter, ma muss wieder gau!“

Klara A., 1912 in Mettenberg geboren, bekommt 1943, damals bereits Witwe, einen Sohn, den sie anfangs auf dem Hof der Schwiegereltern aufzieht, wo sie auch mitarbeitet.
Aus: Klaus Jonski, Lebensbilder 1

So ist auch nicht verwunderlich, dass so mancher der älteren Generation von einem eher distanzierten Verhältnis zu den eigenen Eltern spricht. Das Kleinkind wurde weithin in den Alltag eingebunden, soweit dies möglich war, oder auch mal zum Hüten abgegeben. Dabei behalf man sich in der Dorfgemeinschaft untereinander, da Kindergärten bzw. sog. „Kinderbewahranstalten“ längst nicht in jedem Dorf zu finden waren. Von der Frau des Herrenschneiders Paul Kofler (1872–1949) aus Andelfingen, dessen Werkstatt hier im Museum zu sehen ist, weiß man, dass sie besonders in der Erntezeit auf die kleineren Kinder der Bauern aus dem Dorfe aufpasste.

Dies änderte sich erst allmählich in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Die flächendeckende Elektrifizierung schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts sowie die Mechanisierung der Landwirtschaft in den 1950er-Jahren führten zur Erleichterung der Arbeitsvorgänge, so dass nun vor allem auch die Mutter mehr Zeit mit den Kindern verbringen konnte. Etwa gleichzeitig jedoch begann man auch zunehmend auf dem Lande, mit Familienplanung und Geburtenkontrolle die Zahl der Kinder zu begrenzen – zumal die Kinder als Arbeitskraft nicht mehr so dringend benötigt wurden.

„Ma isch it so fei umganga mit oim!“

Mit etwa vier Jahren hatte ein Kind das Alter erreicht, mit dem man es allmählich in die Arbeit einbinden und als Arbeitskraft anlernen konnte. Länd-

liche Kindheit hieß bis weit ins 20. Jahrhundert hinein Mithilfe auf dem Hof, um den Lebensunterhalt zu sichern und die Eltern zu entlasten, aber auch um früh selbstständig zu werden. Ohnehin herrschte damals die Meinung, dass es gut sei, Kinder früh an Arbeit zu gewöhnen und sie dadurch vom Müßiggang abzuhalten. Durch Anlernen, Zuschauen und Nachmachen wurden die Kinder, beginnend mit kleinen „Handlanger“-Diensten, zu selbstständigem Arbeiten eingewiesen. Dabei erwartete man von ihnen eine rasche Auffassungsgabe, denn der harte und geregelte Arbeitsalltag stand einem langsamen Heranführen entgegen – Fehler wurden oft mit entsprechender Strenge geahndet. So wurde Arbeit früh ein selbstverständlicher Bestandteil im Leben eines Kindes. Gleichzeitig erwartete man damit von ihm den Erwerb von Eigenschaften wie Fleiß, Pünktlichkeit, Ausdauer und Gewissenhaftigkeit. Zugleich erforderte dies eine strenge Erziehung, denn der Tagesablauf durfte durch Fehler oder zeitaufwendiges Einlernen nicht aufgehalten werden.

„Dia Art, wia eiß dr Vatter erzoga hot, kane it als guet beschreiba. Er war a Wieschtling. Wenn er hoi'komma ischt ... und mir g'heert hont, dass'r etz dia B'setze (Pflasterung) virrelauft vorem Stall, noch semm'r aber glei na'g'hocket und send ruhig gwea. Mir hont obeds hoi'missa, wenn's Zeit gsei isch. Weh, wemm'r it hoi send, wenn'r g'schriea hot oder wenn's Zeit gwea isch.“

Maria F. vom Schienenhof, Jahrgang 1902, fünf Geschwister.
Aus: Klaus Jonski, Lebensbilder 2

Hütebub mit Hofangehörigen bei
Ampfelbronn um 1940.



Eine zur Zufriedenheit erledigte Aufgabe, die Rolle als wichtige Arbeitskraft konnte dem Kind auch ein gewisses Selbstbewusstsein geben – damals wie heute zur Selbstbehauptung anderen gegenüber wichtig! Die Arbeitsbereiche verteilten sich schon früh geschlechtsspezifisch: die Mädchen wurden im Wohn- und Küchenbereich herangezogen, während die Jungen aufs Feld oder in den Stall mussten. Zudem wurden die Kinder natürlich zu allen möglichen anderen Arbeiten herangezogen, wie z. B. Vieh hüten, Kartoffel oder Äpfel „klauben“, „menen“ (beim Pflügen oder beim Göpel den Ochsen bzw. das Pferd führen), Rüben ziehen, Garbenstricke legen, die Blähmühle drehen, den Dreschern die Garben zuwerfen – also Hilfeleistungen und „Knechtsg'schäfte“ aller Art.

Auch in den Handwerksbetrieben, sowohl auf dem Dorfe wie in der Stadt, erwartete man von den Kindern Mithilfe: Handlangerdienste, einfache Handgriffe an Gerätschaften oder Botengänge zu den Kunden. Ebenso schickten ärmere Eltern aus der Stadt ihre Kinder zu Bauern in Stellung bzw. zu Saisonarbeiten, wie z. B. als Erntehelfer, Hütebub oder -magd.

Kinder aus ärmeren Familien mussten oft schon früh „in Stellung“ gehen, um sich den Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Entweder kamen sie zu einem Bauern in der Nähe des Elternhauses, so dass sie regelmäßig nach Hause gehen konnten, oder sie mussten weiter weg „in die Fremde“ und sahen die Familie eher selten.

„I be mit neun Johr zu de fremde Leit komma. Do bene scho mit de Gäul aufg'wachse und hau d'Gäul g'futtret und trinkt. ... Beim Tränka hot ma dia große Wasseroimer no g'hett, dia hölzerne. Dia send elend schwer gwäa. I han oft meh Wasser an Hosalada g'leert as wiani ... de Gäul en Bahra ... neibrocht han.“

Lorenz B. aus Winterstettenstadt, geboren 1902 in Alberweiler als uneheliches Kind, als Rossknecht seit seinem 9. Lebensjahr tätig.

„I hau um's Essa g'schaffet und um's Häs. En Loah hau i koin kriagt. Mol an Schtickle in d'Ausschteier.“

Ottile G., Jahrgang 1930 aus Mülhausen, der Vater Knecht, die Mutter Magd, noch sechs weitere Geschwister, wird mit neun Jahren Kleinmagd auf der Mühle von Mülhausen. Aus: Klaus Jonski, Lebensbilder 1

Im 19. Jahrhundert trat die Einführung der Schulpflicht in Konkurrenz zu der Arbeit des Kindes auf

dem Hof. Lange Zeit schickten die Eltern nur ungern ihre Kinder in den Unterricht, entzog man ihnen doch eine Arbeitskraft, ohne die man nun auskommen oder einen Ersatz suchen musste (s. Schwabenkinder!). Meist hatten die Kinder vor dem Unterricht schon ein paar Stunden Arbeit, wie z. B. Melken, Vieh füttern, Stall ausmisten, hinter sich Zuspätkommen oder Einnicken auf dem Pult waren deshalb keine Seltenheit. Wenn man Glück hatte, stieß man beim Lehrer auf Verständnis – oft folgten jedoch entsprechende Strafen.

„Dr (Lehrer) Neu hot do Verständnis g'hett mit eiß. Der hot g'wißt, dass ma it schuldig isch.“

Lorenz B., s. o. Aus: Klaus Jonski, Lebensbilder 1

Gesetzliche Grundlagen oder Bestimmungen zur Kinderarbeit in landwirtschaftlichen Betrieben gab es bis 1960 nicht! Alle vorherigen Kinderschutzgesetze beriefen sich auf die Regelung der Kinderarbeit im Gewerbe und in Fabriken, so auch die Gewerbeordnung des Deutschen Reiches von 1878, mit der die Arbeit für Kinder unter zwölf Jahren in der Industrie verboten wurde. 1904 waren im Deutschen Reich von 9,25 Mio. Volksschulkindern unter vierzehn Jahren 1,77 Mio. in der Land- und Forstwirtschaft tätig. Im Kinderschutzgesetz von 1938 wurde zumindest regelmäßige Kinderarbeit grundsätzlich für alle Kinder unter vierzehn Jahren und über vierzehn, die noch volksschulpflichtig waren, untersagt. In Kriegsjahren mussten Kinder und Frauen dann aber die fehlenden männlichen Arbeitskräfte ersetzen. Kinderarbeit und -mithilfe in der Landwirtschaft blieben weiterhin „unbegrenzt“ erlaubt.

Erst seit dem Jugendarbeitsschutzgesetz von 1960 dürfen Kinder ab zwölf Jahren nur noch gelegentlich zur Mitarbeit in der Landwirtschaft herangezogen werden. Dieses Gesetz ist ein Hinweis darauf, dass noch bis dahin Kinder außerhalb der Schulzeiten auf dem elterlichen Hof oder auf dem Hof eines Bauern arbeiten mussten.

Zwei kleine Inszenierungen thematisierten die Mitarbeit der Kinder: „Marie“ und „Franz“, zwei Puppen in der Größe eines Fünfjährigen bzw. einer Zehnjährigen. An ihnen waren Schildchen angebracht, die sie – v. a. für die Kinder unter den Besuchern – zum Sprechen brachten. Franz erzählte folgendes: „Hallo, Kinder! Ich heiße Franz und bin fünf Jahre alt. Es ist früh am Morgen und gleich muss ich raus zum Vieh-

hüten, deswegen habe ich meinen Stecken dabei. Nicht mehr lange, dann muss ich auch im Stall helfen, Wasser holen, das Heu mit reinholen und vieles mehr. Ihr wundert Euch, dass ich barfuß bin? Erst im Herbst darf ich wieder meine Schuhe anziehen. Wenn meine Füße beim Hüten frieren, stelle ich mich in einen frischen Kuhfladen. Das ist ein schönes Gefühl – und es schnalzt so lustig, wenn man dabei die Zehen bewegt!“ Marie stand an einem Herd, den Kochlöffel in der Hand, und berichtete: „Hallo, Kinder! Mein Name ist Marie und ich bin zehn Jahre alt. Seit einem Jahr bin ich Kleinmagd auf einem Hof. Heute morgen habe ich zuerst den Herd angefeuert und Schwarzmus zum Frühstück gemacht. Danach musste ich die Betten machen, die Hühner und Schweine füttern und Kartoffeln waschen. Hab’ ich was vergessen? Jetzt muss ich das Mittagessen vorbereiten, damit danach wieder alle zeitig aufs Feld können! Um richtig am Herd arbeiten zu können, muss ich mich noch auf einen Schemel stellen.“ Garbenstricke, ein Schleifstein, ein schwerer Wassereimer erinnerten an weitere Tätigkeitsbereiche der Kinder und luden junge Besucher zum Ausprobieren ein.

„Am Namensdag, do homm'r oi Oile kriagt“ Freizeit und Feste

Freizeit – freie Zeit, Urlaub – war im arbeitsreichen Alltag bäuerlicher Betriebe bis weit ins 20. Jahrhundert eigentlich unbekannt. Auch sonntags musste die alltägliche Arbeit verrichtet werden, unterbrochen nur vom gemeinsamen Kirchgang, der Gelegenheit, auszuruhen oder sich mit Bekannten oder Verwandten in der Nachbarschaft zu treffen. So konnte es durchaus vorkommen, dass bei der Erstkommunion die Eltern nicht dabei waren oder dieses Fest nur im kleinsten Kreis gefeiert wurde.

„Am Weiße Sonndig semm'r am Morga ganga dohoim und obeds hoi'komma. Do isch Kirch in Muatteschweiler gwea. Und do homm'r nooch dr Kirch beima Baur deffa essa. Do hot ma en Kaffee kriagt und drei Spiegeloir. Dees vergess i meiner Lebtag it. Dees war viel. Mir hont noch nia koine Oir kriagt dohoim ... Vo Muatteschweiler uff Stoihausa hot ma missa d'Stationa raufbeta. Nooch dr Andacht isch dr Pfarrer mit eiß in Wald naus, ins Büchele. Noch, wemm'r rakomma send, noch homm'r no a Bildle kriagt, und noch hot ma z'o-

bed nomml a Andacht ghatt. Noch semm'r erscht hoi zu de Eltra komma. Mir hont da ganze Dag d'Eltra nicht g'säha! Und dees am Weiße Sonndig!“

Maria F. vom Schienenhof, Jahrgang 1902, fünf Geschwister.
Aus: Klaus Jonski, Lebensbilder 2

Etwas Abwechslung boten die Festtage im Jahreslauf, auch wenn diese oft weitaus bescheidener abließen als heute. Doch erlebten die Kinder im Familienkreis den Sinn der Feste wohl bewusster, da es nicht nur um Geschenke und Freizeit ging. Auf Festlichkeiten wie Hochzeiten, aber auch Beerdigungen, nahm man die Kinder so bald wie möglich mit – so wurden sie auch in diesen Aspekt des Dorflebens früh integriert. Teilweise noch bis Ende des 19. Jahrhunderts steckte man die Kinder, so bald sie „sauber“ waren, bei diesen Anlässen in Tracht, die auch die Erwachsenen trugen. Wie die Erwachsenentracht wurde die Kindertracht dann auch von der Konfektionskleidung abgelöst. Um 1900 war für die Jungen besonders der Matrosenanzug beliebt, von dem es auch in der Ausstellung einen zu sehen gab. Bis heute hat sich eine schönere Kleidung der Kinder an Sonn- und Festtagen bewahrt, zumindest bis zu einem gewissen Alter.

„Am Namensdag do homm'r oi Oile kriet. Oh, dees hot mir g'schmeckt, deescht prima gsei. An Oschtra hot ma vom Gette en Oschterhas kriet, en scheana, en Schwan und drei Oir und a Bretzg ... An Weihnachta hot's bei eiß koine G'schenk gea ... A klei's Beimle homm'r ghatt mit Kugla. Suscht homm'r nix ghatt, au koine Bretla.“

Maria F. vom Schienenhof, Jahrgang 1902, fünf Geschwister.
Aus: Klaus Jonski, Lebensbilder 2

Schon im 18. Jahrhundert, besonders dann im „Biedermeier“ in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ermöglichte man im gehobenen städtischen Bürgertum den Kindern eine eigene „Kinderstube“, d. h. ein separates Kinderzimmer mit Spiel- und Schlafmöglichkeit. Davon konnten Kinder im ländlichen Raum lange Zeit nur träumen! Mit den Geschwistern teilte man sich das Zimmer, in dem nur Platz für die Betten und Schränke war. Hausaufgaben erledigte man in der Stube, für Spiele gab es kaum Platz oder Zeit. Und was Spielzeug betraf, so mangelte es den Eltern oft an Gelegenheit, Motivation und auch Geld, es zu beschaffen. Doch manchmal legte das Christkind



Familienbild 1898, Herkunft unbekannt. Eine achtköpfige Familie hat ihr „Sonntagshäs“ angelegt und sich im Fotoatelier fotografieren lassen. Zwei der Buben tragen bereits den damals immer beliebter werdenden Matrosenanzug. Man beachte die schmutzigen Schuhe der Kinder!

etwas unter den Weihnachtsbaum oder erfüllte die „Gotte“ (Taufpatin) zum Namenstag einen Wunsch. Mit Erfindungsreichtum entstand auch Spielzeug Marke „Eigenbau“: aus zusammengenähten und gestopften Stoffresten eine Puppe, oder aus zurechtgesägten und geleimten Holzstückchen ein kleines Wägelchen.

Der Bereich um den Hof, das Dorf und seine Umgebung – das bildete den großen Spielplatz für die Kinder. Damals stellten die Straßen und Gassen auch noch kein gefährliches Pflaster wegen des Straßenverkehrs dar. Dort ein Sandhaufen zum „Gluckern“ (Murmelspiel), hier eine Wiese als Bolzplatz (Fußball), für „Versteckerles“, „Fangerles“ und andere Spiele um die Häuser herum. Geschwister und Nachbarkinder stellten die Spielkameraden – immer vorausgesetzt, die täglichen Aufgaben ließen noch Zeit dafür übrig. Der Umgang mit Gleichaltrigen, die Anpassung an die Gruppe, das Einhalten von manchmal auch selbst erfundenen Spielregeln, begleitet von Ausgelassenheit und Spaß – dies alles, fern von jeglichen erzieherischen Maßnahmen und Verpflichtungen ist ein wichtiger Aspekt und auch eine Notwendigkeit im Sozialisationsprozess der Kinder.

Gemeinsame Spiele mit den Eltern kamen selten vor, am ehesten noch im Winter. Dann saß man bei „Mensch ärgere dich nicht“ oder anderen Brettspielen zusammen. Erst als mit der zunehmenden Mechanisierung der Landwirtschaft seit den 1950er-Jahren mehr „Freizeit“ aufkam, konnten sich auch die Eltern zwischendurch etwas Zeit nehmen. Zudem wurden die persönlichen Feste, wie Erstkommunion, Firmung, Geburts- oder Namenstag mehr und mehr entsprechend ihrer Bedeutung und auch „kindgerecht“ gefeiert.

Abschied von der Kindheit

Was markierte das Ende der Kindheit? War dies überhaupt ein spürbarer Einschnitt für Kinder, die notwendigerweise bereits früh in die Erwachsenenwelt eingebunden wurden? Sicherlich verlagerten sich allmählich die Interessen, was die Freizeitgestaltung und natürlich auch das andere Geschlecht betraf. Ein erster Schritt in die Erwachsenenwelt erfolgte mit dem Ende der Schulzeit. Ungefähr zur gleichen Zeit gingen die Jugendlichen zur Firmung bzw. Konfirmation und

galten so aus kirchlicher Sicht als Erwachsene. Aus diesem Anlass trugen sie erstmals Erwachsenenkleidung: die Jungen einen Anzug mit langen Hosenbeinen, Hut und Krawatte, die Mädchen ein elegantes Kleid und die Haare zusammengekommen oder hochgesteckt. Auf diese Weise zeigten sie ihren neuen Status sichtbar nach außen.

Wie ging es nach der Schulzeit weiter? Natürlich stellte sich die Frage der Berufswahl, die jedoch meist sehr bestimmt von den Eltern beantwortet wurde. Ein Sohn hatte den Hof zu übernehmen oder die väterliche Werkstatt – entsprechend besuchte er die Landwirtschaftsschule oder ging in die Lehre. Die anderen mussten die Lehrstelle annehmen, welche die Eltern für sie ausfindig und mit dem Meister schon verhandelt hatten, ohne groß gefragt zu werden. Schließlich bezahlten die Eltern auch das Lehrgeld an den Meister, der den Lehrling in Kost und Logis aufnahm.

Die Mädchen besuchten oft ein bis zwei Jahre eine Haushalts- bzw. Hauswirtschaftsschule (teilweise nur eine Winterschule), wo sie alles erlernten, was eine gute Hausfrau beherrschen sollte. Danach gingen sie in „Stellung“ als Magd oder arbeiteten zunächst zu Hause weiter; manche schafften es als Dienstmädchen sogar in die Stadt, bis sie schließlich heirateten.

Nur selten konnte auf konkrete Berufswünsche, besondere Talente oder die Begabung für eine höhere Schulausbildung eingegangen werden.

Von der Arbeitskraft zum Kind

Vieles, was in den vorangegangenen Texten beschrieben wird, hat bis weit ins 20. Jahrhundert hinein Geltung. Lange waren auf dem Lande Erwachsenenwelt und Kinderwelt eng miteinander verzahnt. Als sich im Laufe des 20. Jahrhunderts die Schule immer mehr als Hauptinhalt der Kindheit durchsetzte und letztendlich flächendeckend Kindergärten hinzukamen, entfernten sie sich zunehmend voneinander. Die Kinder wurden immer weniger als Arbeitskraft und „Mittesser“ betrachtet, sondern als kleine Persönlichkeiten und vollwertige Familienmitglieder. Die Familien verkleinerten sich auch im ländlichen Raum, so dass auf die einzelnen Kinder mehr eingegangen werden konnte und die Beziehung Kind-Eltern enger wurde. Des Weiteren bekamen die Kinder, wenn möglich, nun eigene Kinderzimmer – heute eine Selbstverständlichkeit! Hier im Museum ist nur ein Einzelkinderzimmer nachgewiesen: es wurde Anfang der 1950er-Jahre im Haus Christ für die jüngste Tochter Angelika (geb. 1948) eingerichtet.

Klassenbild der Haushaltsschule Jordanbad (Biberach), um 1927/28.



Seit den 1960/70er-Jahren verwischen allmählich die Unterschiede zwischen städtischer und ländlicher Kinderwelt. Die Eltern gehen der Arbeit nach, der Alltag der Kinder wird vorwiegend von Schule und Freizeit bestimmt. Schulisch stehen den Kindern, je nach Leistung, alle Bildungsstufen offen, auch was die spätere Ausbildung und Berufswahl betrifft. Und Freizeitmöglichkeiten – ein größeres Angebot als in heutiger Zeit kann man sich kaum vorstellen. Bei der Auswahl ist hierbei der kritische Blick der Eltern gefragt, und dennoch: sollten Kinder nicht auch weiterhin ab einem gewissen Alter zur Mithilfe im Haushalt herangezogen werden, um ihnen Verantwortung, Zuverlässigkeit und auch Selbstvertrauen beizubringen?

Ebenso fragt man sich, ob manches früher vielleicht nicht doch besser war? Die Umgebung spielend erfahren, Dorf und Umgebung als Spielplatz – das kann man sich heute angesichts des starken Straßenverkehrs kaum mehr vorstellen. Für Kinder, die im Freien, „auf d'r Gass“ spielen wollen, müssen separate Zonen wie Spielplätze und verkehrsberuhigte Straßen („Spielstraßen“) eingerichtet werden. Kinder auf dem Lande haben es so auch heute noch etwas einfacher, sich „Freiräume“ zu schaffen. Oder das Aufwachsen in der Großfamilie, das frühe Eingebundensein in die (Dorf-)Gemeinschaft, das frühe Sammeln einer gewissen Lebenserfahrung – ebenfalls Aspekte, denen man heute etwas nostalgisch nachtrauert.

Doch eines hat sich gravierend geändert: waren Kinder früher oft eine Last, lästige Mitesser, Folge der „ehelichen Pflicht“, notwendige Arbeitskräfte, so sind Kinder heute (hoffentlich) meistens erwünscht, willkommen als Familienmitglied, voll Hoffnung und Lebensfreude.

Schwabenkinder – Ein trauriges Kapitel Kindheitsgeschichte in Oberschwaben

Um 1820: ein etwa zehnjähriger Junge aus der Gegend von Vaduz kommt im Frühjahr auf den St.-Gebhard-Hof in Messhausen, wo er beim damaligen Bauern Joseph Kaplan bis zum Herbst als Hütejunge in Dienst tritt. Der Name des Jungen ist Christian Latenser und er wurde am 12. Mai 1811 in Vaduz „Österreich“ geboren. Für mehr als ein halbes Jahr verlässt er seine Eltern und Geschwister, um im Ausland, in „Schwaben“ zu arbeiten und die Familie zu entlasten. Er ist ein „Schwabenkind“ und dieser Hof trägt heute seinen Namen.

Geschichte und Ursachen der „Schwabengängerei“

Bereits 1625 berichtet Johann Kostner, Pfleger zu Bludenz, von alljährlichen Kinderwanderungen mit Ravensburg und Überlingen als Ziel; weitere frühe Quellen stammen aus dem Montafon. Der früheste Nachweis aus Tirol aus dem Jahre 1796 spricht von 700 Kindern zwischen sieben und siebzehn Jahren, die im Frühling nach Schwaben zum Pferde-, Kühe-, Schafe-, Ziegen-, Schweine- und Gänsehüten ziehen. Auf dem Höhepunkt der Schwabengängerei um 1830 wird die Zahl auf 1800 bis 2000 Vorarlberger und 2500 Tiroler Kinder geschätzt, zu denen 1845 bis 1854 noch ca. 700 aus Graubünden dazukamen. Die jährliche Anzahl schwankte jedoch wohl je nach dem Ernteertrag und der Dauer des Winters, von dem der Zeitpunkt des Aufbruchs abhing.

Was brachte nun aber Eltern dazu, ihre Kinder zur Arbeit in die Fremde zu schicken? Ein raues Klima und die kargen Böden der Gebirgsgegenden erschwerten den Getreide- und Fruchtanbau erheblich, und auch die mit der Zeit eingeführte Viehwirtschaft lief auf oft schwer zugänglichen Weideflächen mühsam ab. Der Ernteertrag reichte bei weitem nicht zur Ernährung der Bevölkerung aus: schon 1830 mussten in Vorarlberg zwei Drittel des notwendigen Korns aus Oberschwaben eingeführt werden! Hinzu kam das in diesen Gegenden geltende Realteilungserbrecht: die ohnehin nicht ertragreichen Flächen wurden immer wieder unter den Erben aufgeteilt, zersplitterten immer mehr und konnten so erst recht nicht die vielen Mäuler einer kinderreichen Familie stopfen. Im „neuwürttembergischen“ Oberland hingegen entstanden seit der Mitte des 18. Jahrhunderts großbäuerliche Betriebe, die schließlich zunehmend Saisonarbeiter suchten. Durch das übliche Anerbenrecht hatte sich mit der Zeit auch ein gewisser Wohlstand eingestellt.

Fazit: Armut und Hunger ließen Eltern ihre Kinder ziehen, in der Hoffnung, sie mögen es dort, zumindest was das Essen betraf, besser haben – und eine gewisse Erleichterung, für ein paar Monate einen Esser weniger am Tisch zu haben. Denn Kinderreichtum war alltäglich, gefördert auch von der damaligen katholischen Moral, die jegliche gezielte Familienplanung verhinderte. In Tirol hieß es sogar: „Hätte man nicht jedes Jahr ein Kind gehabt, wäre es eine Sünde gewesen.“ Hinzu kam die späte infrastrukturelle und industrielle Entwicklung in diesen Regionen, so dass

sich kaum alternative Arbeitsmöglichkeiten, auch als Nebenerwerb, boten.

Zu Fuß – per Bahn – per Schiff zum „Kindermarkt“

Wenn sich die Kinder im Frühjahr, meist Anfang März, in den Dörfern sammelten und unter Führung eines erfahrenen Erwachsenen, des sog. „Koordinators“, loszogen, lagen Wegstrecken von 100 bis 200 km vor ihnen: durch Berge und Täler, über Passhöhen auf oft schlecht ausgebauten Wegen. Schnee, Schmelzwasser, Lawinengefahr, Sturm, schlechte und unzureichende Kleidung erschwerten die anstrengende Reise zu Fuß zusätzlich. Klöster, Gasthöfe, auch Scheunen boten Übernachtungsmöglichkeiten – vermittelt durch die Führer. Manchmal nahmen auch des Weges kommende Fuhrwerke die Kindergruppen eine Strecke mit. Mit Eröffnung der Bahnstrecken (1858 Chur–St.Gallen, 1872 Bludenz–Bregenz, 1884 Arlbergbahn) konnte dann ein Teil der Strecke bequemer zurückgelegt werden. Von Bregenz bzw. Rorschach brachten Passagierdampfer die Kinder über den Bodensee nach Lindau und Friedrichshafen.

Das Ziel der Kinder im 19. Jahrhundert war der „Kindermarkt“. Der bekannteste fand in Ravensburg in der Bachstraße, besonders in der zweiten Märzhälfte statt. Während die „Neulinge“ oft von den Führern, die für sie die Lohnabsprachen und Bedingungen verhandelten, vermittelt wurden, konnten die älteren und erfahreneren Schwabenkinder die Verhandlungen schon selbst führen. Mädchen waren als Küchen- oder Kindsmagd, Jungen als Ernte- oder Stallhilfe gesucht, die jüngeren Kinder allgemein zum Viehhüten, größere hingegen bereits als Kleinknecht oder -magd. Vorwiegend die ausländische Presse klagte zu Beginn des 20. Jahrhunderts diese Kindermärkte als „Skavenmärkte“ an, doch muss man sie in der Tradition der bis ins 20. Jahrhundert üblichen Gesindemärkte sehen, auf denen sich erwachsene Diensthofen meist auf traditionellen großen Märkten anboten und neu verdingten. So bot der Samstagsmarkt in Ravensburg, wo Bauern aus der Region zusammenkamen, den passenden Rahmen zur Vermittlung der Schwabenkinder. Waren ein Bauer und ein Kind sich einig, musste er gleich ein Haft- oder Angeld an dieses entrichten, danach ging es meist erst in eine Wirtschaft zum Essen und schließlich auf den Hof des Bauern, die neue Arbeitsstätte. Zeichnete ein Schwabenkind einem Bauern auf dem Markt ein Zeichen auf den Rücken, so tat

er sich schwer, einen „Hütebub“ zu finden – denn dadurch war er als einer gekennzeichnet, der seine Diensthofen schlecht behandelte.

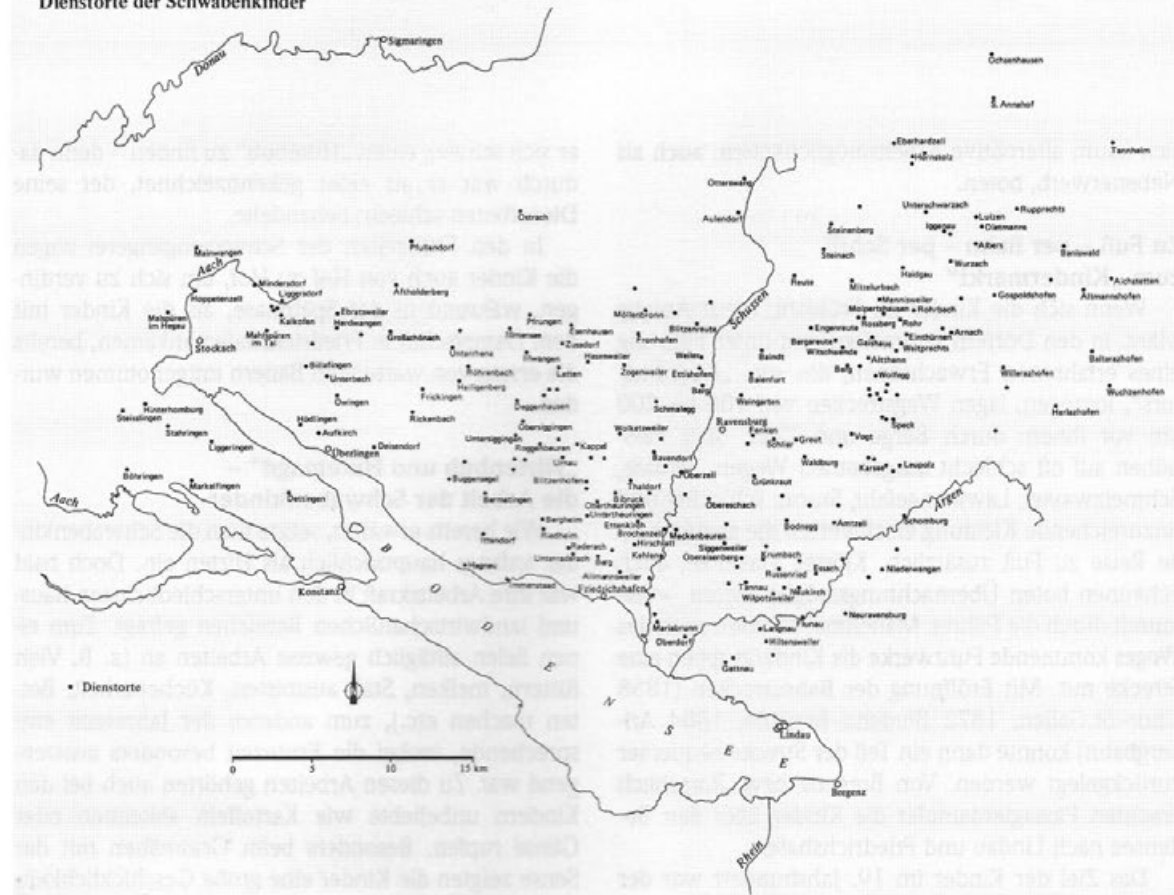
In den Frühzeiten der Schwabengängerei zogen die Kinder auch von Hof zu Hof, um sich zu verdingen, während in der Spätphase, als die Kinder mit dem Dampfschiff in Friedrichshafen ankamen, bereits die ersten von wartenden Bauern mitgenommen wurden.

„Hirtenbub und Hütemagd“ – die Arbeit der Schwabenkinder

Wie bereits erwähnt, setzte man die Schwabenkinder anfangs hauptsächlich als Hirten ein. Doch bald war ihre Arbeitskraft in den unterschiedlichsten haus- und landwirtschaftlichen Bereichen gefragt. Zum einen fielen alltäglich gewisse Arbeiten an (z. B. Vieh füttern, melken, Stall ausmisten, Küchenarbeit, Betten machen etc.), zum anderen der Jahreszeit entsprechende, wobei die Erntezeit besonders anstrengend war. Zu diesen Arbeiten gehörten auch bei den Kindern unbeliebte wie Kartoffeln abkeimen oder Gänse rupfen. Besonders beim Grasmähen mit der Sense zeigten die Kinder eine große Geschicklichkeit, die sie sich an den heimischen Berghängen erworben hatten.

Die anstrengenden Arbeitstage dauerten von frühmorgens bis spätabends und forderten dem kindlichen Körper viel ab. Ein Hauptproblem blieb der chronische Schlafmangel der Kinder. Seinen Schlafplatz hatte das „Schwabenkind“ mehr schlecht als recht in der Gesindekammer, manchmal auch im Flur oder auf dem Dachboden über dem Stall. Das Viehhüten gehörte im Spätsommer und Herbst tatsächlich zu den Hauptaufgaben der Schwabenkinder – und wie gern stand man dann in einen frischen Kuhfladen, um sich die kalten Füße aufzuwärmen! Denn vom Frühjahr bis in den Spätherbst lief auch die einheimische Jugend auf dem Lande barfuß. Abwechslung gab es nur wenig: sonntags ging es in die Kirche und anschließend in die Christenlehre. Dabei konnten sich die Schwabenkinder treffen und austauschen. Am Blutfreitag bekamen sie frei, durften mit nach Weingarten zur Prozession und erhielten, wie auch zur Sichelhenke, ein zusätzliches Taschengeld. Das Verhältnis zu einheimischen Kindern war zwiespältig: einerseits kam es durchaus zu Freundschaften, andererseits zu Isolation der fremden Kinder bis hin zu Gruppenbildungen mit Raufereien.

Dienstorte der Schwabekinder



„Ein leinens Kleitle und ein wenig Gelt“ (Arnach 1821) – Der Lohn der Schwabekinder

Ganz zu Anfang arbeiteten die Kinder wohl rein nur für den Lebensunterhalt. Mit der Zeit bildete sich jedoch eine zweigeteilte Entlohnung heraus: eine Geldsumme und Kleidung. Die Geldentlohnung schwankte wohl je nach Alter und Erfahrung der Kinder. Der Kleiderlohn beinhaltete ein „doppeltes Häs“, d. h. eine Werktags- und Sonntagsausstattung samt Schuhen und Kopfbedeckung (Hut oder Haube), meist angefertigt von der Störnschneiderin, wobei ab und zu auch abgetragene Kleidungsstücke der Bauernfamilie umgearbeitet wurden. Nichtsdestotrotz trugen die Kinder mit Stolz ihre neuen Kleider, wenn sie nach über einem halben Jahr heimkehrten, und ebenso stolz händigten sie die Geldmünzen aus, mit denen sie ihre Familien nun unterstützten. Denn ihrer Bedeutung waren sich die jungen Arbeiter wohl durchaus bewusst. Zudem muss man auch hinzufügen, dass schlechte Dienstplätze mit wenig bzw. schlechtem Essen, Spott und Schlägen die Minderheit waren. Gerade die abwechslungsreiche und gehaltvolle oberschwäbische Kost wurde oft gerühmt. Sicherlich vermissten die Kinder die elterliche Fürsorge

und ihre Heimat. Doch der Gedanke an gutes Essen, an die Möglichkeit, zum Wohle der Familie beizutragen und versorgt zu sein ließ sie immer wieder ausziehen und manchmal auch jahrelang an denselben Dienstplatz zurückkehren. Und was die Behandlung sowie die Arbeit der Schwabekinder betrifft: den eigenen Bauernkindern erging es oft nicht besser. Auch sie mussten, außerhalb der Schulzeiten auf dem Hof mit anpacken.

Die Schulpflicht als Fördermittel der „Schwabengängerei“

Als 1836 mit dem Württembergischen Volksschulgesetz die tägliche Schulpflicht für Kinder von 6 bis 14 Jahren eingeführt wurde, entzog man damit gleichzeitig den Bauern ihre eigenen Kinder als Arbeitskraft. Da die Schulpflicht nicht für ausländische Kinder galt, mussten die Schwabekinder nicht in die Schule geschickt werden. Die österreichische Regierung bat die süddeutschen Regierungen, die Schulpflicht auch auf ausländische Kinder auszuweiten. Baden führte dies 1892 ein; Württemberg ließ sich unter Druck der „Agrarlobby“ bis 1921 Zeit dazu, als die „Schwabengängerei“ ohnehin schon fast zum Erliegen ge-

kommen war. In Österreich gab es im 19. Jahrhundert vorwiegend Winterschulen, erst 1869/70 führte man die Sommerschulpflicht ein. Doch von dieser konnten Kinder wiederum dispensiert werden, wenn triftige Gründe vorlagen – also auch Armut und damit notwendige Unterstützung durch Kinderarbeit. 1882/83 befreite man in Vorarlberg 2973 Kinder, darunter 171 Schwabenkinder.

Das Ende der Schwabengängerei

Um 1900 führten die Erschließung der Alpenregionen für den Tourismus und der aufkommende Wintersport zu neuen Erwerbsmöglichkeiten. Schon um diese Zeit kamen kaum mehr Schwabenkinder aus Graubünden, 1914 schließlich die letzten aus Tirol, da die Tiroler Regierung 1915 ein generelles Auswanderungsverbot verhängte. Aus Vorarlberg hin-

Quellen über Arbeitseinsatz und Lohn der Schwabenkinder

Entnommen aus: Otto Uhlig, Die Schwabenkinder aus Tirol und Vorarlberg, Innsbruck 1978, S. 133 ff.

1796 Josef Rohrer, „Uiber die Tiroler“, die früheste, einfache Angabe

Knaben vom 7. bis 17. Jahre zum
Pferde-, Kühe-, Schafe-, Ziegen-,
Schweine- und Gänsehüten

Lohn: –

1821 Schultheiß von Arnach an das Oberamt Waldsee

„zum Vihitten Braucht man die
Fremde Kinder“

Lohn: „Ein Leinens Kleitle und ein klein wenig Gelt“

1821 Oberamt Waldsee an die Königl. Württ. Armen-Commission

„Geschäfte bestehen in Viehhüten,
Mehrentreiben und andere kleine
Feld- und Hausarbeiten“

Lohn: Kleidungsstücke und bares
Geld im Anschlag von 6 bis 5 fl. (Gulden)

1822 Königlich Württembergische Armen-Commission

„jüngere Knaben zu leichten Haus-
und Feldgeschäften, Mädchen zum Kinder-
hüten, Knaben zum Mähnen (Mähne-
treiben, Antreiben der Pferde beym
Ackern), die meisten zum Hüten“

Lohn: „nichts als dürftige rauhe Kost und einige
ärmliche Kleidungsstücke, in der Gegend von Leutkirch
ein Paar Schuhe oder Posten, ein Hemde, Hosen
und Schäßchen aus Zwilch; andere neben der Kost
und Kleidung einige Gulden an Geld, je nachdem eine
größere oder kleinere Anzahl eingewandert ist
und sie jünger oder älter, schwächer oder stärker sind,
3 bis 10, ja 12 fl.“

1832 Kreisamt Bregenz an das Gubernium in Innsbruck

Hirtenkinder

Lohn: neben der Verpflegung einige neue
Kleidungsstücke und 8 bis 10 fl

1835 Johann Georg Eben, „Geschichte der Stadt Ravensburg“

„zum Hüten des Viehes und ande-
ren dergleichen Verrichtungen“

Lohn: „6 bis 8 fl höchstens 10 fl und doppelte Kleidung
von Kopf bis Fuß

1835 Tschallener, „Beschreibung des Paznauner Tales in Tirol“

„das Mädchen als Kindsmagd, der
Knabe als Gänse-, Schwein- oder Pferdehirt“

Lohn: „ordentliche Pflege, Verpflegung und ein leichtes
Kleid, die größeren neben diesem 2 bis 4 fl“

1839 Franz Josef Weizenegger, „Vorarlberg“

meist als Viehhirten

Lohn: „nebst der Nahrung einige Kleidungsstücke, Hemden, Strümpfe, Hosen, kurze Röcke von grobem Zwillich und Schuhe; Geldlohn 4 bis 6 fl“

1865 Zeitschrift „Sonntagsfreude“

Viehhüten, „Mähne treiben“,
Mädchen: Kinderhüten, Küchen-
und Gartenarbeiten

Lohn: „10 bis 18 fl und doppelte Bekleidung“

1882 Vorarlberger Landes-Zeitung

Hirten

Lohn: „doppeltes Häs neben der freien Station“

1892 Hermann Losch, Die ländlichen Arbeitsverhältnisse in Württemberg

Viehhüten

Lohn: Ravensburg: 40 bis 50 Mark und Kost,
Wangen: Kost, Kleider und einige Mark,
Leutkirch: 20 Mark und Anzug

Ab 1891 Verein zum Wohle der Schwabenkinder

1900 Hütekinder
1901 Hütekinder
1902 Hütekinder

Lohn: 74 Mark
76,50 Mark
81 Mark
jeweils zusätzlich doppeltes Häs

1908 Oberamt Ravensburg an Kreisregierung des Donaukreises, Ulm

Feldarbeiten, Besorgung von Pferden,
Hirtendienste, Kindermädchen

Lohn: 70 bis 160 Mark, doppelte Kleidung
Trinkgeld am Blutfreitag

1908 Oberamt Tettnang an Kreisregierung des Donaukreises, Ulm

häufig hohe Anforderungen

Lohn: 1900 74 Mark, 1901 76,50 Mark
1902 82 Mark, 1906 80 bis 100 Mark

1908 Gemeindeverwaltungen im Oberamtsbezirk Ravensburg

Baindt: Hütekinder
Berg: Hütebuben
Endersen: Viehhüten, Hilfe
bei Stallarbeit
Schlier: Viehhüten
Taldorf: Viehhüten, Mährentreiben
Vogt: Viehhüten

Lohn: 40 bis 120 Mark und doppeltes Häs
80 bis 180 Mark
37 Mark und doppelte Kleidung
= 40 Mark
57 Mark und 3 Mark Haftgeld
80 Mark, 2 Mark Haftgeld und
Kleidung = 45 Mark
25 Mark und Kleidung = 20 Mark

gegen zogen noch bis in die 1930er-Jahre Kinder zur Arbeit ins Oberland – und besuchten bei ihrem Aufenthalt meistens keine Schule.

Und Christian Laternser?

Christian muss es auf dem St.-Gebhard-Gut gefallen haben, denn er kam wohl öfters als Hütebub hier-

her, bis er irgendwann als Knecht blieb. Zu guter Letzt gab man ihm 1846 sogar die einzige Tochter und Hof-erbin, Josefa (8. 1. 1822 – 8. 11. 1851) zur Frau, die nach der Geburt des fünften Kindes im Kindbett verstarb. Mit seiner zweiten Frau Franziska (9. 12. 1827 – 20. 9. 1899) zeugte er zehn weitere Kinder. Christian Laternser starb am 5. Januar 1890 in Meßhausen

im Alter von fast 79 Jahren – eine „Karriere“ vom Schwabenkind zum Hofbesitzer.

Quellen und Zitate zum Thema Schwabenkinder

„... sobald der Bube in einigen Gerichten des Imster Kreises nur laufen kann (ist er gezwungen), außer seinem Mutterlande Nahrung und Verdienst zu suchen ... die Anzahl der Knaben, welche alljährlich im Frühling vom 7. Jahre bis zum 17. ... zum Pferde-, Kühe-, Schafe-, Ziegen-, Schweine- und Gänsehüten nach Schwaben ziehen, zuverlässig auf 700 angeben.“

Josef Rohrer, „Uiber die Tiroler. Ein Beytrag zur österreichischen Völkerkunde“, Wien 1796, S. 49 ff.

„Ein besonderes Interesse gewährt auch der jedes Frühjahr in Ravensburg stattfindende Markt mit Tyroler- und Schweizer Kindern, die daselbst ankommen, um sich an Bauern der dortigen Gegend als Treib- und Hirtenbuben und als Kindsmägde zu verdingen.“ Früheste schriftliche Erwähnung des Kindermarktes 1829 im „Correspondenzblatt des Württembergischen Landwirtschaftlichen Vereins“.

„... so nachtheilige Folgen ergeben sich daraus für die moralische und religiöse Bildung der Jugend, denn die Kinder werden durch das Auswandern gehindert, den ihnen so nützlichen Schulunterricht vorschriftsmäßig zu besuchen; vergessen, mit anderen Arbeiten beschäftigt, das was sie in der Schule gelernt haben, nehmen schlechte Grundsätze und Handlungsmaximen an, lassen sich leicht durch die bösen Beispiele anderer verführen und kehren nicht selten verwahrlost und verdorben nach Hause zurück, wo sie durch ihr eigenes Betragen und durch die mitgebrachten schädlichen Bücher und Schriften ... das Sittenverderbnis verbreiten.“

Johann Tschiederer, Weihbischof und Generalvikar in Vorarlberg, 1832 in einem Brief an den Fürstbischof von Brixen.

Hierzu Stellungnahme des Landgerichts Bludenz:

„Nicht zu leugnen ist, daß einige Kinder auf ihren zeitlichen Wanderungen in moralischer und religiöser Beziehung verdorben werden, aber auch eine weit größere Zahl Kinder gewinnt durch die zeitliche Auswanderung in jeder Beziehung erheblich ... dem Mangel an Lebensmitteln, dem Bettel und Müßig-

gang entzogen, dieselben gewöhnen sich an Arbeit, erhalten gute Nahrung, werden dadurch an Körper und Geist gestärkt, viele werden in moralischer und religiöser Beziehung selbst noch um vieles gebessert.“

„Die Kinder kommen in der Fastenzeit scharenweise ins Land, begeben sich in die Oberamtsstadt (Ravensburg) und sitzen auf dem Markt herum, wo die Bauern sie den älteren Personen (d. h. ihrer Begleitung) gleichsam abhandeln, und auf ihre Höfe hinaus nehmen. Um Martini ziehen sie ... wieder in ihr Vaterland zurück. Diese Kinder, Knaben und Mädchen werden als Treib- und Hirtenbuben, die letzteren als Kindsmägde gebraucht; sie erhalten freie Kost, Kleidungsstücke und im Ganzen 3 bis 10 Gulden Lohn, je nach dem mit den Bauern bestehenden Vertrag. ... Hauptsächlich (sind es) die Städte Ravensburg, Wangen und Waldsee, wo diese jungen Älpler sich an bestimmten Tagen einfinden. In Ravensburg kommen jedoch die meisten zusammen, hier trifft man oft an einem Markttag im März 150 bis 200 solcher Kinder. Arm und rauh erzogen, werden sie von den oberschwäbischen Bauern sehr gern angenommen; von einem Schulunterricht ist natürlich keine Rede.“

Oberamtsbeschreibung Ravensburg 1836/Wangen 1841.

Die Ebene von Reutte „... ist im allgemeinen unfruchtbar. Um das zu ersetzen, was Ackerbau und Viehzucht fürs Leben nicht vollständig gewähren, wandern die überzähligen Einwohner ins benachbarte Schwaben, wohl auch in andere Gegenden, die Männer größtenteils als Maurer, die größeren Knaben als Nothelfer und Handlanger, kleine Knaben und Mädchen als Viehhirten, heimkehrend im Herbst mit erspartem Geld zur Beseitigung der Winterversnot.“

Beda Weber, „Das Land Tirol“, Innsbruck 1837.

„Es ist eben ein Stück Sklavenhandel. ... Wie beim Schwarzen auf den Märkten jenseits des Ozeans ist's die physische Entwicklung, nach der man den Preis der Ware abschätzt ... Auch die bei den Schwarzen Afrikas so oft geschilderten Szenen der Trennung von Familienmitgliedern fehlen hier nicht – der Bub muß zum Schwarzwald fort, das Mädchen in die Rauhe Alb, so wills der Handel.“

Familienzeitschrift „Gartenlaube“, 1866.

„Es ist dieses nicht, wie es in der Gartenlaube vom Jahre 1866 geschildert wird, ein Sklavenmarkt oder Menschenhandel, wo, wie in Amerika und Afrika, die Kinder betastet und befühlt werden, um ihre Kraft und Stärke zu prüfen, sondern die Bauern schauen die Buben und Mädchen an und sie finden gleich diejenigen heraus, welche für sie und ihr Geschäft passen.“

Oberstaatsanwalt Haager in den „Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung“, 1875.

Der Dienstgeber verpflichtet sich, „... für diese Dienstleistung 100 Mark Lohn, doppelte (oder einfache) ortsübliche Kleidung, 2 Mark Haftgeld (Handgeld) sogleich oder gleichzeitig mit dem Lohne, ... Mark Schnitthahn (beim Erntefest), 2 Mark beim Blutsfreitag, ohne Abzug der Kosten für die Krankenkasse, außerdem entsprechende Unterkunft zu geben. ... Der Dienstgeber verpflichtet sich außerdem, diesen jugendlichen Arbeiter so, wie es einem braven Hausvater zusteht, zu behandeln, denselben zur Ordnung und guten Sitte anzuhalten, sein religiös-sittliches Verhalten zu beaufsichtigen und insbesondere auch denselben an Sonn- und gebotenen Festtagen regelmäßig in die hl. Messe und Christenlehre zu schicken, ihm auch Gelegenheit zu bieten, daß er einige Male die hl. Sakramente empfangen kann.“
Auszug aus dem Dienstvertrag-Vordruck, der vom „Verein zum Wohle der Schwabenkinder und jugendlichen Arbeiter überhaupt“ verwendet wurde.

„... Es haben eben diese Kinder vor den einheimischen den Vorzug, daß sie den ganzen Sommer schulfrei sind Im Nachbarland Baden müssen auch die Dienstkinder täglich zur Schule gehen, falls sie einem deutschen Staat angehören. Im Interesse der Schule wäre diese Bestimmung auch bei uns wünschenswert. Das Kinder-Dienstbotenwesen ist und bleibt ein Übelstand, der einzig und allein durch die Armut mancher Familien eine Entschuldigung verdient. Es kann den Eltern nicht genug ans Herz gelegt werden, nur bei äußerster Not ihre Kinder schon so frühe in den Dienst zu geben und ihnen ja nicht die Wohltat einer guten Schulbildung zu entziehen.“

„Oberschwäbischer Anzeiger“, Ravensburg, 18. März 1892.

„Katholische Dienstherren werden auf die Dienstboten des Vereins aufmerksam gemacht und ... er-

sucht, wenn möglich zur Aufnahme der Dienstboten nach Friedrichshafen zu kommen. Hat ein Dienstgeber eine Klage gegen ein Vereinskind, so wolle er sich an den betreffenden Patron wenden, wie ein solcher in jedem Ort aufgestellt. Derselbe hat die Klage zu prüfen, Streitigkeiten zu schlichten, nötigenfalls die Vereinsleitung zu verständigen.“

„Oberschwäbischer Anzeiger“, 4. März 1895.

„Friedrichshafen, Württemberg, 9. April

Die Abhaltung des Kindermarktes am 31. März ... hat diesmal in den Grenzprovinzen von Österreich, der Schweiz und Deutschland einen ungewöhnlichen Sturm der Entrüstung erregt ... Die Kinder kommen in der Regel in Begleitung ihrer Eltern am Kindermarkttag in Friedrichshafen an. Hier werden sie in Reihen auf dem Marktplatz zur Besichtigung aufgestellt und die Bauern betrachten sie, befühlen die Muskeln ihrer Arme und Beine und besprechen in lauter Weise die Vorzüge und Mängel der Kleinen. ... Nach und nach werden alle untergebracht und die Eltern der Kinder schließen dann mit den Bauern schriftliche Kontrakte ab. ... ‚Gute Behandlung‘ wird auch garantiert, aber einer hiesigen Zeitung zufolge wird diese Bedingung häufiger missachtet als befolgt, und viele Kinder kehren infolge der Misshandlungen, denen sie ausgesetzt sind, theilweise verkrüppelt oder mit geschwächter Gesundheit in die Heimat zurück. Den ersten glücklichen Tag erleben die Kinder am 28. Oktober, dem Tag, an dem sie wieder nach Hause reisen. Im nächsten Jahre werden sie vielleicht aufs Neue in die Knechtschaft verkauft werden.“

Cincinnati Volksblatt, 10. April 1908.

„Jedermann weiß, wie die Verdingung der Tiroler Hüttekinder vor sich geht, und daß sie nichts ... gemein hat mit Sklaverei. Ein besonderer Verein unter geistlicher Leitung hat ja bekanntlich die Versorgung der armen Tiroler Kinder für den Sommer in die Hand genommen ... Daß sich die Bauern die jungen Leute auch ansehen, ehe sie dieselben verdingen, ist wohl selbstverständlich, daß sie dieselben aber betasten und an ihnen herumgreifen, ist eine Entstellung, das Phantasiebild eines Reporters ... Es ist ja ein schönes Zeichen von Heimatliebe, wenn die Kinder zuerst weinend von der Heimat scheiden und später gerne in ihre Berge zurückkehren. Daß sie aber den ganzen Sommer über keinen schönen Tag

haben sollen ist erlogen und eine direkte Beleidigung unserer ehrenwerten Bauern.“
Oberschwäbischer Anzeiger, 25. Juni 1908.

„Um 4 Uhr früh, zur Erntezeit noch früher, geht es an die Arbeit. ... Zum Frühstück gibt es Kaffee und Brot oder ‚brennt's Mus‘, einen reichlich mit Fett abgeschmalzenen dicken Brei von Milch und Weizenmehl. ... Das ‚Zunding‘, 9 Uhr früh und 4 Uhr nachmittags, besteht aus Käse und Butter, einem Stück Rauchfleisch in strenger Zeit und Most. Mittags gibt es täglich Suppe, Fleisch und Gemüse und abends stehen geröstete Kartoffeln und Kaffee oder eine Milch- und Mehlspeise auf dem Tisch.“

Josef Muther, „Die Wanderung der Schwabenkinder in Tirol und Vorarlberg“, in: Zeitschrift für Kinderschutz und Jugendfürsorge, Wien 1912.

„Ich sehe nicht ein, warum wir Veranlassung nehmen sollen, für den Unterricht der Tiroler Hütekin- der eine besondere Lanze einzulegen, bei diesen Kin- dern handelt es sich nur darum, daß unseren Land- wirten ... Hirten zur Verfügung gestellt werden. Dies wäre nicht nötig, wenn die Betreffenden ihre eige- nen Kinder verwenden könnten, diese müssen aber zur Schule gehen und sind deshalb nicht zu verwer- ten für das Hütewesen. Deshalb sind die Leute da- rauf angewiesen, von auswärts Kinder über den Som- mer zu nehmen. Wenn diese Kinder bei uns zur Schule herangezogen werden, so hat es künftig kei- nen Wert mehr, sie einzustellen.“

Kommentar des Fürsten von Waldburg zu Zeil-Trauchburg zur Debatte in der Zweiten Württembergischen Kammer am 11. April 1913 zur Schulpflicht und die Schwabenkinder allgemein.

Der „Verein zum Wohle der Schwabenkinder und jugendlichen Arbeiter überhaupt“

„Der 1891 in Tirol gegründete ‚Verein zum Wohle der Schwabenkinder und jugendlichen Arbeiter über- haupt‘ bemühte sich, die beschwerliche Reise für die

Kinder zu erleichtern. Ziel des Vereins war, wie es in den Statuten heißt, ‚für die auf Arbeit auswandern- den jungen Leute aus verschiedenen Gemeinden der K. K. Bezirkshauptmannschaften Meran, Landeck, Imst und Reutte in physischer und moralischer Be- ziehung möglichst Sorge zu tragen‘. Initiatoren und Mitglieder des Vereins waren vor allem Geistliche, Gemeindevorsteher und ehemalige Schwabenkinder.

Der Verein übernahm die Regelung der Passforma- litäten und die Organisation der Reise mit einem Nachtzug der Arlbergbahn von Landeck nach Bregenz und von dort mit einem Bodenseedampfer nach Fried- richshafen. Nach Landeck kamen die Kinder teilweise zu Fuß aus den umliegenden Ortschaften, aus dem Ötz- und Pitztal oder aus dem Stanzertal. Weiter ent- fernt wohnende Kinder, etwa aus Reschen, Nauders oder St. Valentin, holte der Verein mit Pferdefuhrwer- ken oder Schlitten dort ab. Für ausreichende Verpfle- gung während der Fahrt war gesorgt. Jedes Kind hat- te dafür einen geringen Unkostenbeitrag von zwei Kreuzern zu entrichten. Mit dem Verein kamen bis 1914 jährlich zwischen 150 und 250 Kinder nach Friedrichshafen.“

Aus: Mücke, Sabine u. Dorothee Breucker, Schwabenkinder, Ra- vensburg 1998 (Beiblatt zur damaligen Ausstellung in Ravens- burg), S. 6.

Empfohlene Literatur zum Thema „Schwabenkinder“

Lampert, Regina, „Die Schwabengängerin – Erinnerungen einer jungen Magd aus Vorarlberg 1864–1874“, Zürich 1997.

Mücke, Sabine u. Dorothee Breucker, „Schwabenkinder“, Ravens- burg 1998 (Beiblatt zur damaligen Ausstellung in Ravensburg).
Otto Uhlig, Die Schwabenkinder aus Tirol und Vorarlberg, Inns- bruck/Stuttgart 1978.

Bildnachweis

S. 44, 47, 50, 51 Kreisfreilichtmuseum Kürnberg.

S. 54 Otto Uhlig, Die Schwabenkinder aus Tirol und Vorarlberg, Innsbruck 1978.